

Die jüngste Generation

Autor(en): **Aufricht-Ruda, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1929)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759756>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die jüngste Generation

von Hans Aufricht-Ruda

Vor Jahr und Tag las ich einmal eine anerkennende, ja mehr als anerkennende Kritik über mich, die aber mit der Bemerkung schloß, ich gehöre freilich nicht mehr zur jungen Generation, denn ich hätte nicht deren Probleme. Geschrieben hatte das ein Zwanzigjähriger, wie ich erfuhr, und ich erfuhr auch, er habe als Stimme seines Kreises zu gelten. Ist es nicht auch der meine? Er ist es nicht. Ich muß es also akzeptieren, daß ich nicht mehr zur Jugend rechne, und ich akzeptiere es unbedrückt, denn so erstaunlich eilige Vergreisungen gibt es wohl nur, seit wir neben der jungen auch noch eine jüngste Generation haben. Wie steht es aber mit der?

Mir fehlt jeder feindselige Elan bei dieser Betrachtung. Nicht vieles hat mich so anhaltend und so schwer beschäftigt und beunruhigt wie die Frage, was es soll mit diesen Jüngsten und wo es hin soll mit ihnen. Mich trieb da neben dem natürlichen ins Allgemeine greifenden Interesse ein zufälliges sehr persönliches, und die Gelegenheit hat nicht gefehlt, auch auf beiderlei Weise Erfahrungen und Beobachtungen zu machen, die durch ihre Gegensätzlichkeit vielleicht gerade nicht übel geeignet sind, das Wesentliche auszufinden, das allen gemeinsam ist, den jungen Männern und den Mädchen (denn ich rede ausdrücklich nicht etwa nur von dieser Jugend, so weit sie literarisch oder sonst öffentlich sichtbar geworden ist), den Deutschen und den Österreichern, den Sechzehn- und den Zweiundzwanzigjährigen. Hier nämlich beginnt schon das Neuartige: mit sechzehn Jahren gehört man bereits dazu, gehört « eminent » dazu, um in ihrer Sprache zu reden, – aber wohin gehört man mit fünfundzwanzig? Was wird zum Beispiel aus diesen Mädchen, wenn sie fünfundzwanzigjährige Frauen sein werden und keine Jugendbewegung – wie sie sich auch nenne – sie mehr trägt? Bei den Jünglingen sieht man es nach und nach.

Das ist es: da sind nur mehr Proletarier und Snobs. Und was fehlt, ist die Demut. Ressentiments, politische oder gegen die Eltern, und zugleich ein völliger Mangel an Aristokratismus, so wie das Wort hier verstanden sein will. Diese Verzerrung ist sogar bei den Mädchen ganz die nämliche. Da höre ich Eine leidenschaftlich ihre « Klasse » verteidigen und den Sinn einer solchen Gemeinschaft erörtern; die ältere

Schwester lächelt schon darüber, sie hat vorgestern maturiert und zwinkert mir zu; aber nichtsdestoweniger fühlt sie ihrerseits sich mit dem « Volk » verschwistert, mit den wirklichen Proletariern noch, die auch wirklich etwas leisten, während sie sich bloß dort festklammert, denn sie will es nicht wissen, daß sie nur gesondert werden kann, was sie ist. Und ihr Gegenstück bietet der Snobismus etwa jenes jungen Herrn, der es hat drucken lassen, daß das Ideal am Ende doch der Mann sei, der mit edlem Profil am Steuer seines Automobils sitze. Im großen betrachtet ist das nun erreichbar für jedermann. Man muß hier die Affinitäten sehen, dann ergibt sich das Grundlegende von selbst. Und das Grundlegende ist ein Kollektivbewußtsein, das sie behext hat, sie können allein nicht mehr stehen, nicht mehr atmen.

So auch im Geistigen, im Pseudogeistigen, im Talmigeistigen. Alles nach außen hin, alles ad hoc, alles muß verwertbar sein, heißt das: sofort, kein Sammeln mehr, weil keine Sammlung da ist, keine Arbeit an sich selbst, um seiner selbst willen, geschweige denn um der Arbeit willen, nein: keine *Leistung*. Sicherheit vor allem, Sicherheit im Eingefügtsein. Es liegt, obwohl es bisweilen anders anmutet, geradezu etwas Unfrommes darin. Allein hier läßt sich nur zu vieles verstehen. Die Anforderungen sind größer, die Naturen als solche kleiner geworden. Dafür können sie nun eben nichts. Was auf ihnen hockt, das ist Lebensangst. Sie braucht dem Einzelnen nicht bewußt zu sein, mit allen fühlt er sie dennoch. Und den Begriff der Demut, von deren Mangel die Rede war, jetzt ursprünglicher gefaßt: wenn diesem Einzelnen die Seelenkraft zu ihr fehlt, wohin soll er sich wenden in einer Zeit, die an religiösen Menschen vielleicht reicher ist als manche frühere, die aber keine Kirche mehr besitzt, wie sie hier benötigt würde, keine als Gemeinschaft, als Zuflucht also? Er wendet sich dorthin, wo die andern sein werden, denen es gleich ihm geht, und sie alle drängen hauptsächlich weg von der Verinnerlichung, und das heißt: hin zum Sport, dessen wahnwitzige Frequenz daher zu rühren scheint, daß ein jeder hier vergleichsweise augenblicklich sehen kann, was aus ihm wird und daß es etwas Tüchtiges ist. Im übrigen bildet sich solcherart jene erkünstelte Souveränität der Haltung heraus, die einen förmlich verlegen macht, so oft man ihr begegnet; es ist aber einfach Krampf, und in den Niederungen der Schwäche erleben wir ja auch alle Augenblicke seine Wirkung, indem immer wieder ein Raskolnikow sich beweisen muß, daß er keine « Laus » sei.

Ja, das Alleinbleiben drückt sie zu schwer, und stieße man bei der

Gesamtheit auf eine gewisse Einsicht und Bemühung, anstatt auf – nun, auf das, worauf man eben gemeinhin stößt, so wäre Schärfe des Urteils schlecht am Platze. Indessen, sie sind sich selber genug, und sie wollen auch das nicht, was sie gut könnten. Sie scharen sich im Theater, beim Konzert, und hier oft nicht anders als zum Tanzen, von dem ich nicht spreche, weil ich jetzt vom Erotischen nicht sprechen will. Aber kein Lesen von Büchern mehr in der Stille, kein wirkliches Lesen. Nur mit andern zusammen können sie noch *miterleben*; isoliert können sie nicht mehr miterleben, das schöpferische Phänomen eines Kunstwerks nicht, und so überwiegt ein vorschneller Kritizismus, der vielleicht der peinlichste Zug solcher Hohlheit ist. Sie gehen in die Gymnasien; aber auch die Berührung mit der Antike erzwingt keine Ehrfurcht. Sie sind nicht mehr ernstlich entzündbar. Und entzündbar ist nur der Geist. Keine adelige Sensibilität mehr. Alles ist Vorsatz bei ihnen. Aber Vorsatz macht aus dem Genuß des Hingerissenen Bildungserwerb.

Gewagte Worte, ich weiß; Worte trotzdem, die sich leichter bewitzeln als abtun lassen.

Sie ahnen es nicht. Sie ahnen auch nicht, worum sie sich bringen. Da sie so sind, wie sie sind, trennt mich ein Menschenalter von denen im Gefühl, von denen mich in Wahrheit kaum ein Jahrzehnt trennt. Was soll man tun? Man muß sie gehen lassen, sonst stärkt man nur ein Bewußtsein von der eigenen Wichtigkeit. Aber darf man « es » gehen lassen? Wie sie erschüttern, wie sie aufwecken? Sie sind so armselig primitiv in ihrer Opposition. Sie lächeln und halten uns für affektiert; sie lachen und halten uns für überholt; sie lachen auf und halten das schon für Kraft. Da sie nicht fähig zum geistigen Genuß sind, woher soll ihnen der Instinkt für geistige Not kommen, und sei es ihre eigene. Sie trachten nach nichts als nach Vereinfachung. Sie gehen gern ins Blättchen, das sie für einander gegründet haben, dort ist es bequem und sicher. Sie gehen sogar gern in die Schule, auch dort ist es einfach, sicher und bequem. Geht etwas schief, folgt Strafe oder Vergebung, – in jedem Fall ist alles immer gleich fertig. So rasch fertig wird man im Leben nicht. Sie aber wollen es so, sie wollen gerade das. Sie antworten auch so. « Du verachtest mich wohl sehr? » Fertig. « Ich bin so froh, daß ich siebzehn Jahre bin. » Fertig. « Ich bin eben wie ich bin! » – bedeuten sie uns das nicht alle? Fertig. Sie schlucken, was sich bietet, und warten. Sie haben Zeit. Ohne überschwenglich werden zu wollen: saß man nicht über schlechten Reproduktionen und träumte von Donatello? Sie haben Zeit. Sie *warten*... auf Florenz.

Wie ist es denn möglich? ruft man. Kein Traum, keine Weltahnung! Kein Zittern um ein Glück! Denn auch das ist nicht drin in ihnen, nicht drin. Alles ist außer ihnen. Keine Leidenschaftlichkeit mehr, nur Leidenschaft in Gruppen. Sie glauben werden zu können im Reifen der Zeit. Sie werden nicht bereit aus sich selber. Aber die Zeit reift nur für den Bereiten.

Dies ist nicht das Schnauben eines Muckers. Dazu bin ich nicht alt genug. Es ist – wenn es denn schon etwas Subjektives sein soll – Mitleid und Angst. Wohlverstanden: sie sind im Recht, denn sie sind da. Hier steht Recht gleich Gewalt. Sie haben recht, weil sie da sind. Ich sehe keine Brücke. Bestürmt man sie, so machen sie sich steif, sie schreien, aber sie machen Augen, Ohren und Zähne fest zu, wie jemand, der zu knicken fürchtet, wenn er rückt. Es gibt einen Eigensinn, der imposant ist. Dieser ist flau, mit ihm läßt sich nicht kämpfen.

Die Frage, wer recht hat, ist müßig.